

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 2 (1912)
Heft: 15

Artikel: Unser Volkstheater
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unser Volkstheater.

Wenn die Novemberstürme über die Stoppelfelder wehen und der frühe Winterabend zu dämmern beginnt, dann werden in unsern Dörfern die Theaterlampen angezündet, dann werden Bretterbühnen gezimmert, Kulissen gemalt, alte Spinnräder und verrostete Flinten für historische Stücke aus der Kumpelkammer hervorgeholt. So Land auf Land ab. Denn wo wäre im lieben Bernerland — es mag dies auch für die Ostschweiz gelten — ein Dorf, das keinen theaterspielenden Gesang-, Turn- oder Musikverein besitzt, dessen erwachsene Jugend nicht die siebernde Luft verspürt, sich zu verkleiden, zu agieren und zu intrigieren, mit Schwertern und Rüstungen zu prozen, Tränen des Zornes, der Reue, der Sehnsucht, der Rührung zu vergießen, sich zu verlieben und zu verloben, kurz, sich mit Vorbedacht und Lust in jene schöne Welt des Scheins zu versenken, in der so viele stille, geheime Herzenswünsche für kurze Stunden Wirklichkeit werden, zu einer süßen, rosigen schönen Wirklichkeit, die ihren verklärenden Schimmer oft recht nachhaltig auf den grauen Alltag wirft.

Die Freude am Theaterspielen sitzt uns Schweizern tief im Blut: ein Erbe von unsern Vorfahren wohl; nur daß die Lust am Handeln, die in früheren Zeiten in Kampf und Krieg ihren Austrag fand, in den heutigen friedlichen Tagen sich mit dem erfundenen, unwirklichen Ausdruck begnügt. Der Volklorist und Erforscher der Volkspsyche müßte in diesen Erscheinungen einen fruchtbaren Arbeitsstoff finden.

Gewiß spielt auch ein eigentliches Kunstbedürfnis in diesem Zug zum Theater eine gewichtige Rolle. Die alten Fastnachtspiele, mit ihrem Mumenschanz und ihrer derben Zeitsatyre erinnert an die kräftig frische Volkskunst, die wir in den alten Speichern und Truhen, den Kannen und Platten aus der Großväterzeit bewundern.

Die Epoche des wirtschaftlichen Liberalismus mit ihrer radikalen und einseitigen Betonung des Zweckmäßigen brachte aber der schönen Form den Tod. Mit ihr verschwand auch die gute Tradition in der dramatischen Kunst: die alljährlich wiederkehrenden Anlässe mit ihrer symbolischen, auf das Allgemeingültige gerichteten Kunst. An ihre Stelle trat das auf einen Anlaß, auf einen Geschmack, auf eine Tendenz zugeschnittene und erdichtete Schauspiel. Diese Entwicklung des Volkstheaters vollzog sich unter dem Einfluß und in Nachahmung des Kunsttheaters. Ihr Resultat war ein mehr oder minder achtenswerter Dilettantismus.

Es wäre kurzlichigt gehandelt, wollte man diesem Dilettantismus achselzuckend aus dem Wege gehen. Einmal spielt das Theater, wie eingangs angedeutet, im Volksleben eine

so gewichtige Rolle, daß wir in ihm einen bedeutungsvollen Bildungsfaktor erblicken müssen. Dann sind in diesem Liebertheater, wie in jedem Dilettantismus überhaupt, die Wurzeln zu einer werdenden Volkskunst zu suchen, die zu wecken und zu fördern jedem Gebildeten zur schönen Pflicht werden dürfte. Auch ist nicht zu verkennen, daß die dilettantische Kunstübung schon manches Talent geboren hat zur Freude und zum Ruhm eines Volkes.

Wir möchten hier keine psychologische oder literarwissenschaftliche Arbeit über das Volkstheater liefern. Ein Ueberblick und flüchtiger Durchblick durch die Fülle des Stoffes müßte uns vielleicht zunächst pessimistisch stimmen. Wir kämen dann leicht zu einem ungeredeten Urtheil, indem wir ob der Masse der minderwertigen Literatur, die sich in den Verzeichnissen der Theaterstücke für Volksbühnen breit macht, die Fülle von ehrlicher Arbeit und aufrichtigen Strebens übersehen. Wir greifen darum nur einige wenige Erscheinungen aus der Gegenwart unseres Volkstheaters heraus, die uns tröstliche Ausblicke in die Zukunft gewähren und uns als Garantie erscheinen dafür, daß das Volkstheater künftig zu dem werden könnte, was es sein sollte: zu einer Schule der literarischen Geschmacksbildung, der geistigen Bildung überhaupt.

Unbestreitbare Verdienste um die Volksbühne, der bernischen zunächst, muß man dem Berner Dichter und Sprachgelehrten Otto von Greyerz zumessen. Verdient machte sich D. von Greyerz um die Dilettantenbühne in erster Linie durch seine eigenen Lustspiele.*) Diese lassen durch ihre Echtheit in Erfindung und Sprache, durch den geistreichen satyrisch scharfen Dialog, durch das ganze geistige Milieu, dem sie entstammen so ziemlich alles, was wir an derartigen dramatischen Produkten besitzen, weit hinter sich. Die dramatischen Bestrebungen D. von Greyerz' finden übrigens auch bei der Literaturwissenschaft die verdiente Beachtung, (R. M. Meyer in „Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“).

Wichtiger vielleicht noch als dieser direkte Beitrag zur Volksbühnenliteratur ist der indirekte Einfluß, den D. von Greyerz durch seine vorzüglichen Sprachbücher und seine prächtige Volksliedersammlung „Im Röseligarte“ auf das Volkstheater ausübt. Die Zeit ist wohl bald hinter uns, da die Bauernburschen und Bauernmädchen auf der Bühne ihr schlechtes Schriftdeutsch radebrechen, da sie mit ungelenteten Gliedern und ungeschickten Gesten Könige und Königinnen mimten, aus Mangel an guten Dialektstücken oder besser aus Mangel an gutem Geschmack. Es bedurfte schon einer neuen Generation, die den Dialekt wieder lesen konnte und die wußte,



Bode-Hanslis Verlobigsjyr.



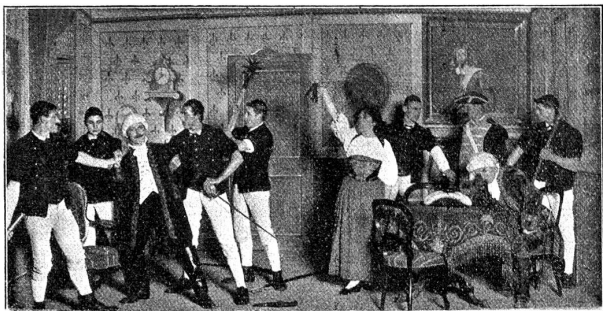
„Bärewirts Töchterli“, I. Akt, Eingangsszene.



„Bärewirts Töchterli“, III. Akt, erste Scene.

*) Ein Literaturverzeichnis steht im 2. Blatt.

daß dieser Dialekt reicher und poetischer ist als das Schriftdeutsch der Theaterautoren. Daß diese Erkenntnis kam, ist gewiß zu einem schönen Teil das Verdienst des Dialektforschers D. von Greyerz. Nicht vergessen wollen wir hier die Prachtwerke E. Friedlis über unser „Berndütsch“, sowie den



„Bärewirts Töchterli“, III. Akt, zweite Scene.

Einfluß der Dialektbücher eines Rudolf von Tavel, eines C. A. Loosli und eines S. Gfellers.

Von der Wertschätzung, die das Berndeutsch als Literatursprache heute genießt, zieht der Autor Nutzen, der zur Zeit unbestritten die Volksbühne unseres Kantons beherrscht, Karl Grunder.

Seine Stücke sind ohne Ausnahme in Berndeutsch geschrieben. Grunder schreibt ein bodenständiges, gutes Berndeutsch. Er schöpft zwar nicht alle Reize des Dialektes aus, dazu fehlt ihm die lyrische Begabung. Auch macht er da und dort den Fehler, den auch von Tavel begeht: er läßt die Bauernleute Stimmungen und Gefühle sprachlich wiedergeben in einer Breite und Ausführlichkeit, die der Wirklichkeit ferne liegen. Das hängt vielleicht zusammen mit der Charakterzeichnung, die noch zu direkt und unmittelbar gemacht ist. Erfreulich ist es indessen zu sehen, wie von Stück zu Stück diese technischen Mängel schwinden; denn es fehlt dem Autor nicht am künstlerischen Willen, der nach Vervollkommnung ringt.

Ein Meister ist Grunder in der Herausarbeitung bühnenwirksamer Volks Szenen und origineller Figuren. Hier schöpft der Autor aus dem Vollen; er ist ein vorzüglicher Kenner des Volkslebens. Er steht zwar auf den Schultern des trefflichen Pfarver-Schriftstellers in Langnau, Dr. Müllers, dessen Volksstück „Die Heimkehr“ auch die seelische Vertiefung nicht vermissen läßt, die Grunder erstrebt. Aber er hat vor diesem die Ursprünglichkeit in der Anschauung und Sprachbehandlung

voraus. Denn Grunder stammt aus bäuerlicher Familie; er wuchs mitten in einer Umgebung auf, in der die Kraft und Originalität des Emmenthaler Dialektes noch unverfälscht und ungechwächt fortlebt. Von seinem eigenen Vater erlauchtete er jene altertümlichen Weisen, diese stimmungsvollen Volks-



„Bärewirts Töchterli“, IV. Akt, Schlußbild.

lieder, die nun seinen historischen Stücken das Gepräge der Echtheit und Unmittelbarkeit geben. Man mag über die Art, wie die Zürcher die „Röseligarte“-Lieder behandelten (Volksliederabend des Gottinger Lesezirkels) oder über das Bestreben vieler Lehrer, durch die Schule die alten Volksweisen weiterzupflanzen, den Kopf schütteln; bei Grunders Stücken schwinden alle Bedenken; eine passendere Umrahmung zu den alten Volksliedern — wenn es doch eine künstliche sein muß — als diese Volks Szenen auf der Bühne, könnten wir uns nicht denken. Und wenn nun diese Stücke landauf, landab gespielt werden, so muß für die Volkslieder das resultieren, was die Freunde des Heimatshutes und der guten alten Volksart nur wünschen können: ein liebevolles Verständnis und der feste Wille das Vätererbe zu bewahren und gegen das minderwertige Neue zu verteidigen.

Eine gesunde Selbsterkenntnis hat Grunder veranlaßt, sein dramatisches Talent zuerst an fertigen Stoffen zu erproben; er dramatisiert zunächst Novellen von Arthur Bitter, die ihm ihres romantischen Gehaltes wegen dazu geeignet erschienen. („Bärewirts Töchterli“, „Die Waldmarche“.) Mit seinem neuesten Volksstück „Der Schmied von Höchstetten“, das diesen Winter durch den Männerchor in Größhöchstetten eine Reihe von gelungenen Aufführungen erfahren hat, stellt er sich auf eigene Füße. Er strebt hier, wie es zu wünschen ist, nach psychologischer Vertiefung und Verfeinerung. Wir werden bei Gelegenheit der Buchbesprechung eingehend darauf zu sprechen kommen. H. B.

Das Wunder.

Der Satz, daß jedes Wunder nur drei Tage dauert, ist zur Phrase geworden. Eine sonderbare, melancholische Erfahrung läßt uns ahnen, daß dieser Satz übertreibt. Wunder leben — aber sie leben nicht zu lange. Wenigstens in unserer an Wundern so fruchtbaren Zeitepoche nicht. Seit dieser Satz geboren wurde, ist das Leben bedeutend rascher geworden. Heute haben wir schon keine Zeit mehr, uns nach drei Tagen noch über etwas zu verwundern, was wir vor drei Tagen als Wunder betrachteten. Vielleicht nicht einmal mehr nach drei Stunden. Wer sich an der tollkühnen Bravour unserer Aviatiker ergötzt, kann dies bezeugen. Die Erinnerung an den ersten Aufstieg, den wir sahen, durchzittert noch unser Herz. Wir lernten ein Gefühl kennen, das uns bis jetzt unbekannt war — etwas sehr Erhebendes, sehr Ergreifendes, sehr Beglückendes. Die kleine Staubwolke, welche die Flugmaschine aufschlug, als sie Abschied von der Erde nahm, leuchtete gleich einer Vision vor unsern Augen. Was wir

damals sahen, sehen wir jetzt wieder und sehen es großartiger wie damals. Auch heute noch reißt es uns hin. — Aber dennoch ist es nicht mehr das, was es war. Es ist kein Wunder mehr, es ist höchstens noch schön. Und damals sahen wir es auch nicht durch drei Tage, sondern höchstens durch drei Stunden.

Aber die zweite in die Luft schwebende Maschine betrachteten wir schon mit ganz andern Augen wie die erste. Wir fühlten es als Fata Morgana, als Unmöglichkeit, daß sie fliegt. Heute halten wir es schon für ganz natürlich und für ihre Pflicht. Wir halten den Piloten für ungeschickt, wenn er sich zufälligerweise nicht in die Luft erheben kann. Der erste Flieger war der Held unserer Träume. Der zweite ist nur mehr ein geschickter, waghalsiger Mensch, und wenn er auch viel Größeres und Besseres leistet als der Vorhergehende es imstande war. Jener hat uns mitgerissen und in einen Traum versetzt dadurch, daß er überhaupt flog. Von diesem ver-